Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 22 (1928)
Heft: 10

Artikel: Emerson (1803-1882)
Autor: Cérésole, Pierre
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-135768

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in vieler Leute Mund ist, weil in diesen Tagen sein Geburtstag zum 100. Mal wiederkehrt, bei dem Genfer Henri Dunant. Es ist etwas unwiderstehlich Ergreifendes am Leben und an der Persönlichkeit dieses Mannes. Wir meinen an ihm einen Abglanz und Widerschein von Gottes Herrlichkeit, insofern sie Erbarmen ist, zu entdecken. Darum schon bei dem Kinde dieses auffallende und lebendige Mitleiden mit denen, die in schmutzigen und sonnenlosen Wohnungen hausen müssen und nichts ihr eigen nennen als ein ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Enttäuschungen, daher bei dem Manne dann die Fruchtbarkeit des Denkens, die ihn den für uns heute zur Selbstverständlichkeit gewordenen Gedanken einer planmässigen und organisierten Hilfe für die Verwundeten im Krieg und die Kranken im Frieden fassen und aussprechen liess, daher die Weite seines Gefühls, das Freund und Feind mit gleicher Herzlichkeit einschloss und seinem Werk sofort einen internationalen Zug verlieh, daher diese wundervolle Bescheidenheit eines Mannes, der in den Tagen seines Ruhmes seinen Rockkragen mit zahlreichen Orden hätte schmücken können, aber ihn zum Unterschied von vielen heutigen Schweizern nicht dekoriert hat, daher seine lächelnde Ueberlegenheit in den Tagen der Armut und des Vergessenseins, wo er auf der Strasse schmale Bissen essen und seinen schäbigen Rock mit Tinte aufschwärzen musste, daher auch die umfassende Wirkung dieses Mannes, der staunenerregende Fortschritt seines Werkes bis auf den heutigen Tag, wo alle namhaften Kulturländer von ihm erreicht sind und ein breiter Strom von Liebe, Teilnahme und Fürsorge sich über die Völker ergossen hat. Das war er, Henri Dunant, ein bedeutender Mann, am bedeutendsten durch das, was er selbst nicht war, hervorragend vor allem als ein Hinweis auf das, was grösser ist als er. Sein Werk der Barmherzigkeit kann das unsrige nicht überflüssig machen, noch darf es uns entmutigen, das unsrige in Angriff zu nehmen. Was dort geschehen ist, kann immer geschehen. Zu jeder Stunde kann es geschehen und geschieht es, dass Gott seine Menschen, zu denen auch wir gehören, in seine Barmherzigkeit hineinruft, denn mancherlei sind die Trübsale, unter denen gelitten wird, und darum auch mancherlei die göttlichen Hilfen, sodass auch wir die leeren Hände ausstrecken dürfen, damit er uns den rechten Tröster sende, durch den wir unsere Brüder recht trösten können.

Ernst Hubacher.

Emerson.[1])

(1803—1882)

„Es wird bekannt gegeben“ — sagt Emerson an einer recht charakteristischen Stelle seiner Essays —, „dass ein gewisser Herr

[1]) Vortrag, gehalten in Bern 1926 vor der Gruppe „Neue Wege und Aufbau“.

Grand eine Rede zum Nationalfest des 4. Juli halten wird und dass ein gewisser Herr Hand vor dem Mechanikerverein redet. Doch geht keiner von uns dorthin, weil wir wissen, dass diese Herren nicht ihren eignen Charakter und ihre innere Erfahrung der Gesellschaft mitteilen werden... Wenn wir Grund hätten, eine solche redlich-vertrauliche Mitteilung zu erwarten, so würden wir allen Widerständen und Unbequemlichkeiten zum Trotz in Scharen dorthin ziehen. Die Lahmen würden sich auf Krücken und Tragbahren dorthin begeben. Nun aber ist eine öffentliche Aussprache nur ein Ausweichen, ein diplomatisches Um-die-Sache-herumgehen, eine Ausrede, ein Knebel, keine Hingabe seiner selbst, keine Rede, kein Mensch!"

Ich gestehe sofort, dass ich es eigentlich für heute Abend auf keine allgemeine Mobilisation von Lahmen und Hinkenden abgesehen hatte. Ohne diese Worte von Emerson hätte ich aber vielleicht nicht gewagt, die ganz Gesunden und Rüstigen, die glücklicherweise die überwältigende Mehrheit der hier Versammelten bilden, aus dem gemütlichen Lehnstuhl, aus ihrem Familienkreis herauszulocken.

Eine akademische Rede über Emerson kann ich, möchte ich und will ich nicht halten.

Emerson ist ein Mensch, der zu den allerlebendigsten gehört, obschon er vor mehr als vierzig Jahren gestorben ist, ein ganz lebendiger Mensch.

Die Entdeckung Emersons — wenn ich so reden darf — ist mir eines der wichtigsten Lebensereignisse gewesen. Er ist mir selbst ein lebendiger Freund geworden, der auch andern verstorbenen oder halbverstorbenen Freunden ein neues Leben gab. — Von diesem Erlebnis möchte ich heute Abend reden, ganz frei, ganz offen, ganz persönlich, und bin meinen Berner Freunden dankbar, dass sie mir eine so gute, so natürliche Gelegenheit dazu gaben.

Es ist wunderbar, wie schon winzige Angaben genügen, um uns der wesentlichen Sympathie, die uns mit einem noch unbekannten Menschen verbindet, in einer fast blitzartigen Offenbarung bewusst zu machen. Zufällig ist mir irgendwo, als ich noch fast kein Wort Englisch verstand, der erste Band der „Essays" Emersons in die Hände gefallen. Ich öffnete ihn auf der ersten Seite — wohl einer der abstraktesten, die er geschrieben hat — und trotzdem ich mich mit dem Text, wie gesagt, ungefähr nach den gleichen Methoden wie Champollion mit den ägyptischen Hieroglyphen herumschlagen musste, so packte mich durch diese Hieroglyphen und durch diese abstrakte Ausdruckweise hindurch doch stark und deutlich das Gefühl: hinter diesem undurchsichtigen Berge von Sprache und Ausdruck steckt ein Bruder, steckt ein Freund.

Ich glaube, ich hatte schon damals das Gefühl, das ich seither so klar und schön von Emerson selbst ausgedrückt vernahm, dass man

sich in einer so wichtigen Sache wie der Bekanntschaft mit einer verwandten Seele nur keine Sorge zu machen habe. „Sei überzeugt, mein Freund," schreibt Emerson, „dass das Gute, das wirklich zu dir gehört, ganz von selbst zu dir kommen wird, kommen muss. Das unfehlbare Gesetz einer eigentümlichen Gravitation, die in der sittlichen Welt waltet, wird es zu dir bringen, wenn die Zeit gekommen ist. Es kann dich nicht verfehlen."

Begegnest du im Volksgedränge der Seele, die du beim ersten Blick als eine dir verwandte erkennst, beeile dich nicht, sofort mit ihr nähere Bekanntschaft zu machen. Bei den allerwichtigsten Sachen — und es gibt keine grössere als das Zusammentreffen mit einem neuen Freunde — sei ja nicht übereifrig in der Ausgestaltung deines eigenen Schicksals. Lass das Schicksal reifen. Wenn du im Gedränge den Freund wieder aus den Augen verlierst, so heisst das vielleicht nur, dass eine so heilige Sache wie wahre Freundschaft erst in einer reineren, ruhigeren, geweihteren Atmosphäre ihre ersten Sprossen treiben darf.

So ungefähr hätte Emerson zu mir geredet; denn jeden, der nur seine Seele den Strahlen des freien Geistes öffnen wollte, hat er ausdrücklich als Bruder und Freund begrüsst. Zum Teil sind auch jene Worte genau seine eignen und sie wurden durch meine eigene Erfahrung bestätigt.

Zwei Jahre nach dem Tage, wo mir beim Lesen der ersten Seite der Essays ein eigentümlicher Funke ins Herz gesprungen war, traf ich den Freund wieder, und zu diesem entscheidenden zweiten Zusammentreffen hatten Raum und Zeit diesmal ihr Bestes getan. Ich traf ihn mitten im Stillen Ozean — dessen englischer Namen „pacific" mir in diesem Zusammenhang noch besser gefällt — in der fast märchenhaften Schönheit und Gemütlichkeit der kleinen Universitätsbibliothek des amerikanischen Gebietes von Hawaii. Dort in den von sanfter, duftender Luft frei durchzogenen offenen Räumen, deren Fenster und Türen auf die sorgfältig gepflegten Rasenplätze und die anmutigen tropischen Bäume und Sträucher des umliegenden Parks freien Blick gewährten, habe ich den Freund wieder getroffen. Dort fand ich, ohne sie zu suchen, seine Essays und las sie.

„Glaube," schreibt er, „wie du lebst, dass jedes Wort, das auf der Welt gesprochen wird und das du hören solltest, schliesslich zu deinem Ohre tönen wird. Jedes Sprichwort, jedes Buch, jeder Wink, welche dir zur Hülfe oder Ermutigung gehören, werden dich einmal auf geradem oder gewundenem Wege erreichen. Jeder Freund, nach dem sich nicht dein eigensinniger, launiger Wille, aber das grosse, liebende Herz in dir sehnt, wird dich in seine Arme schliessen. Und dies, weil das Herz in dir auch das Herz in allem ist . . ."

Und da gibt es merkwürdige Zufälligkeiten: Die Familie, von der ich während meines ganzen Aufenthaltes in Hawaii wie ein Sohn

aufgenommen wurde, stammte wie Emerson aus Boston und wie er hiess sie Emerson. In ihr und um sie herum lebte der schöne, ernste, energische und gleichzeitig sanftmütige Geist der Enkel der puritanischen Pilgerväter. Ich lasse es mir also nicht nehmen, dass ich damals tatsächlich mit und bei Emerson — dem angeblich dreissig Jahre früher verstorbenen — in tiefstem freundschaftlichem Verkehr gelebt habe, und dass er mich auch wie einen Sohn aufgenommen hat. Dies steht auch in tiefer Harmonie mit der Lehre des grossen Freundes, der sein wahres Leben nie im Individuellen, sondern im Leben des Geistes, im Leben der grossen „Ueber-Seele", wie er sie nannte, im Leben Gottes erkannte.

Auch freute mich — Sie werden mir dieses Geständnis sicher nicht übel nehmen —, dass jene junge Lehrerin aus Boston, die ich mehrmals bei Freunden traf und die in ihrer Person die Schönheit, die ernste Anmut, den Verstand und die Güte der typischen Neuengländerin vereinigte, gerade wie Emersons erste Frau Miss Tucker hiess. . .

* * *

Demjenigen, der sich anschickte, ausführliche biographische Daten über Emerson mitzuteilen, gibt er selbst nach dieser allgemeinen Warnung: „Lasst den Menschen an Gott glauben und nicht an Namen, an Orte und Personen" noch andere klare Winke:

„Bist du eigentlich," schreibt er, „der Freund der Kleiderknöpfe deines Freundes oder seiner Gedanken? Dem Edelmütigen wird sein Freund in hundert Einzelheiten ein Fremder bleiben. — Warum sollten wir nach engeren persönlichen Beziehungen mit ihm verlangen, warum ihn in seinem Hause besuchen oder seine Mutter und seinen Bruder und seine Schwestern unbedingt kennen wollen. Gehören solche Dinge zum Wesen unseres heiligen Verkehrs? Lasse doch von diesem Betasten und schwärmerischen Umklammern ab!"

Und an einer anderen Stelle mit einer noch sarkastischeren Note: „Was für eine Schande wäre es denn nicht meinerseits, wenn ich nun aufzählen sollte, wie viele Paare seidene Strümpfe du besitztest und zwar von diesen und noch von jener orangefarbenen Sorte, oder ein Inventar über deine Hemden, die einen für besondere Gelegenheiten und die andern für den täglichen Gebrauch, aufstellen."

Ralph Waldo Emerson ist mehr als irgend ein anderer ganz in seinen Werken zu finden, eine Biographie kürzer als die kürzeste Lexikonbiographie genügt bei ihm vollständig: Er wurde im Jahre 1803 in Boston (Vereinigte Staaten) geboren; acht Jahre alt verlor er seinen Vater, der Pfarrer war, und musste sich, wie seine vier Brüder, tapfer durch seine Schul- und Universitätszeit hindurchkämpfen. Er studierte Literatur, Philosophie und Theologie an der Uni-

versität Harward, wurde zum Pfarrer einer freigesinnten unitarischen Kirche in Boston gewählt, von der er sich nach einigen Jahren in vollkommener Freundlichkeit trennen sollte, weil er sich noch weiter entwickelt hatte und in der Frage des heiligen Abendmahles mit seiner Gemeinde nicht mehr einig ging. — Etwas später hielt er an der Promotionsfeier vor der ältesten Klasse der theologischen Fakultät in Harward eine berühmte Rede, wo er schlicht und einfach seine Auffassung des Christentums und der Religion erklärte. Daraufhin wurden seine Beziehungen zur Harward University während dreissig Jahren unterbrochen. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er aber zum Mitglied des Aufsichtskomitees ernannt. Sein Lebenswerk bestand in der Vorbereitung und Ausarbeitung von Vorträgen über literarische, philosophische und vor allem sittlich-religiöse Fragen, die er in den verschiedenen Städten Amerikas und auch Englands hielt und nachher veröffentlichte. — Diese Vorträge, tiefreligiös in ihrer Inspiration, ganz frei nach Stoff und Form, kann man als unübertreffliche Beispiele von Laienpredigten hinstellen. Man findet sie alle in der zwölf-bändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke" die Edward Waldo Emerson, der Sohn des grossen Denkers, zum hundert-jährigen Jubiläum seines Geburtstages herausgab. — Die wichtigsten sind unter dem Titel „Essays" veröffentlicht worden und können heute in den verschiedensten Ausgaben und Sprachen, jetzt meistens in einem einzigen Band, gefunden werden. Emerson beteiligte sich an allen grossen sozialen Kämpfen seiner Zeit; er diente als freiwilliger Offizier im Sklavenbefreiungskrieg im Jahre 1863, obschon er sich schon damals und später immer stärker im Sinne einer radikalen Opposition gegen den Krieg entwickelte. Die Abschaffung des Krieges hielt er für die unmittelbar auf die Abschaffung der Sklaverei folgende Aufgabe der Menschheit.

Emerson verlor seine Frau wenige Jahre nach seiner Heirat und heiratete später ein zweites Mal.

Er besuchte Europa und besonders England dreimal und traf schon bei seiner ersten Reise mit dem damals noch sehr wenig bekannten Schriftsteller und Philosophen Carlyle zusammen, mit dem er die engste Freundschaft schloss und einen lebenslangen Briefwechsel führte. „Dieser Mann," schrieb Carlyle an einen Freund nach ihrem ersten Zusammentreffen, „kam zu mir auf Besuch. Ich weiss nicht, was ihn hierher führte. Wir behielten ihn für die Nacht und dann verliess er uns. Ich sah, wie er den Hügel hinaufging. Ich begleitete ihn nicht, und sah nicht, wie er wieder hinunterging; ich zog es vor, da zu bleiben und zu schauen, wie er wie ein Engel himmelwärts verschwand!"

Im Jahre 1882 starb Emerson in Concord — und wir, die wir ihn nicht auf den Friedhof begleiteten, sehen auch nur, wie er wie ein guter Engel wohl auch hinaufstieg, nicht zu verschwinden,

sondern sich als grosser leuchtender Stern den andern anschliessend, die schon dort oben glänzen, uns mit seinem festen, reinen, sanften Blick auf dem Weg neuer Hoffnung, neuen Glauben und neuer Liebe zu führen.

* * *

Freunde, ich habe ihnen gesagt, dass die Bekanntschaft mit Emerson mir eines der grössten Erlebnisse gewesen ist. Wie kann ich das nun beschreiben? Vielleicht so, wenn ich mich ohne Undankbarkeit gegen andere Freunde diesseits und jenseits des Grabes in dieser Weise ausdrücken darf:

Er ist der erste Mensch gewesen, von dem ich den Eindruck hatte: „Dieser da glaubt wirklich an Gott," — w i r k l i c h — eine grössere, eine umwälzendere Entdeckung in der Welt kann es nicht geben!

Sie meinen vielleicht, dass wenn ich das Evangelium je gelesen hatte, ich doch vorher wenigstens einen Menschen hätte kennen sollen, von dem das Gleiche in noch stärkerem Masse galt.

Das war eben nicht so, oder nicht ganz so, denn den Menschen Jesus, so wurde mir lange Zeit ganz feierlich erklärt, durfte ich eigentlich nicht als einen wirklichen, normalen Menschen ernst nehmen. Wenn ich das tue, so sei das eben der tödliche Irrtum, das allergründlichste Missverständnis; das habe er übrigens selbst verboten oder verbieten wollen. Die Folge davon war eine doppelte: erstens, dass ich nicht recht wusste, was ich von der historischen Wahrheit des Evangeliums zu denken hatte, das dann eben nicht von menschlicher Geschichte, sondern von ganz ausserhalb der „gewöhnlichen Wirklichkeit" liegenden Sachen berichten wollte, und zweitens, wenn es mir einigermassen gelang, das Evangelium in der traditionellen Weise als Bericht irgend einer Wirklichkeit ernst zu nehmen, so durfte es jedenfalls nicht die Wirklichkeit des gewöhnlichen Menschentums sein. Somit wurde mir wohl ein Wesen beschrieben, das endlich einmal in Worten und Taten an Gott geglaubt hat, das aber eben gar kein Mensch war. Ein zweites solches Wesen sollte es übrigens nie und nimmer wieder geben, das heisst, nicht vor dem jüngsten Gericht.

Nun, liebe Freunde, ich wäre des grossen Menschen, von dem ich heute Abend zu erzählen habe und der diese Probleme selbst in der rücksichtsvollsten, wenn auch aufrichtigsten Weise behandelt hat, gänzlich unwürdig, wenn ich behaupten wollte, dass mit diesen Bemerkungen die Frage erledigt sei. Ich gebe vollständig zu, dass mir in diesen Dingen ein wichtiges Licht fehlen kann, solange es fehlt, muss ich aber sagen: ich sehe nicht. —

Dies nur zur Erklärung, wie m i r Emerson eigentlich als der erste Mensch vorkommen konnte, der w i r k l i c h an Gott glaubte.

Dann geschah auch sofort das zweite Wunder: Als mir Emerson

einmal geholfen hatte, mich wirklich von der innerlich erdrückenden, innerlich fremden Tradition zu befreien und das Evangelium menschlich und frei, das heisst wieder göttlich zu interpretieren, da kam denn Jesus erst zu seinem Rechte, er wurde wieder ein wirklicher Mensch, nun aber derjenige, der wie kein zweiter an Gott geglaubt hat.

Glaubt aber nicht, irgendwo bei Emerson eine unangenehme, verletzende, negative Polemik im Sinne der Philosophen des 18. Jahrhunderts gegen die gewöhnliche Auffassung von Jesus zu finden. Diese ganze Auffassung korrigiert er sozusagen, um den schönen Ausdruck eines Freundes auch hier zu gebrauchen, nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts. Ich kenne keinen Menschen, keinen Schriftsteller, der, wenn er von Jesus redet, einem einen so erhabenen Widerschein von dieser Seele zurückwirft. — Ich schreibe Seele, um der Streitfrage Gott oder Mensch aus dem Wege zu gehen, die vielleicht doch nur einem Wortstreit entspringt. Für Emerson ist Jesus ein Gott, aber gerade wie jeder von uns es auch ist in dem Augenblick, wo er jede Selbstsucht aufgibt, um ganz im Dienst des Geistes des Vaters aller Menschen und aller Wirklichkeit zu leben. Dies entspricht jedenfalls einer ganz klaren Stelle des Evangeliums:

(Joh. 10, 34—36) „Steht nicht in eurem Gesetze geschrieben", fuhr Jesus fort,

„Ich habe gesagt: ihr seid Götter!"

„Wenn euer Gesetz die, an die sich das Wort Gottes richtet, „Götter" nennt, und die Schrift doch nicht Lügen gestraft werden kann, warum klagt ihr mich denn der Gotteslästerung an, weil ich gesagt habe: ‚Ich bin Gottes Sohn!', mich, den der Vater geheiligt und in die Welt geschickt hat?"

Vielleicht entspricht diese Auffassung wieder weniger andern, richtig oder falsch verstandenen oder überlieferten Worten Jesu. Das ist hier nebensächlich.

Die Grundwahrheit, für die Emerson in aller Demut geschrieben, gestritten und gelebt hat, ist nämlich folgende: „Der Glaube, der auf einer Autorität beruht, ist kein Glaube, ob diese Autorität nun Prophet, Bibel, Priester, Kirche oder öffentliche Meinung heisst." „Der Grad, in dem man sich auf eine Autorität stützt, ist auch der Grad des Verfalles der Religion, des Verschwindens des Geistes." „Die Stellung, die die Menschen Jesus nun seit Jahrhunderten gegeben haben, ist eine Stellung der Autorität. Dies ist für die Menschen selbst charakteristisch und kann die grossen Tatsachen nicht verändern: Gross ist die Seele und schlicht. Sie schmeichelt nicht, sie folgt nicht blindlings, sie beruft sich nicht auf andere, sie glaubt an sich selbst."

Noch schärfer schreibt er an einer andern Stelle:

„Gott wird sich Feiglingen nicht offenbaren ... Du musst sorgfältig auf dich selbst hören und dich nicht nach der Andacht der andern Menschen richten. Sogar ihre Gebete können dir schädlich sein, bis du selbst deine eigenen gefunden hast."

Mit Emerson leuchtet eine von Jesus proklamierte, von seinen Namensjüngern aber bald wieder tief begrabene Wahrheit wieder auf, nämlich, dass unser Verhältnis zu Gott nicht nur keine Sache der Tradition sein darf, sondern eigentlich erst dann beginnen kann, wenn diese Tradition innerlich überwunden ist: „Erst wenn du deinen Gott der Ueberlieferung zerbrochen hast, erst wenn du mit deinem Gott der schönen Redekunst aufgehört hast, kann Gott dein Herz mit seiner Anwesenheit in Flammen setzen."

In diesen Mahnungen ist nicht das Negative die Hauptsache, sondern das starke Vertrauen Emersons, dass in der heiligen, ungestörten Einsamkeit des Gewissens jeder von uns die grosse Stimme hören wird.

Diese Ratschläge Emersons dürfen auch nicht eng verstanden werden. Dass wir einander gegenseitig bedürfen und einander helfen müssen in der Entwicklung des geistigen Lebens, war ihm selbstverständlich klar, sonst hätte er nicht geredet und gelebt.

„Die Heiligen und Halbgötter, welche die Geschichte anbetet, müssen wir immer mit einem grossen Vorbehalt annehmen. In Zeiten der seelischen Oede werden wir gestärkt dadurch, dass wir uns ihrer erinnern. Wenn sie aber unserer Aufmerksamkeit aufgezwungen werden, wie dies seitens gedankenloser Menschen geschieht, so ermüden sie und ersticken sie uns. Die Seele offenbart sich einsam, ursprünglich und rein nur dem Einsamen, dem Selbständigen, dem Reinen."

„Das Christentum", schreibt er noch, „werden wir nie vom Religionsunterricht aus sehen können: auf den Weiden, von einem Boote auf dem Teich aus, im Walde, wo die Vögel singen, mögen wir vielleicht, gereinigt durch das freie Licht und durch den Wind, getaucht in die See der schönen Formen, die das Feld uns bietet, das Glück haben, die Lebensgeschichte Jesu in ihrem richtigen Verhältnis zu erfassen. Mit Recht ist das Christentum den besten Menschen lieb, und doch gab es nie einen in der christlichen Kirche erzogenen jungen Philosophen, der sich nicht besonders über diesen mutigen Text des Apostels Paulus freute: „Dann wird auch der Sohn selbst demjenigen untertan sein, der ihm alle Dinge unterworfen hat, auf dass Gott alles in allem sein kann."[1]) Wie gross und willkommen die Ansprüche und die Tugenden der Einzelnen sein mögen, so drängt doch der Instinkt des Menschen sehnsüchtig vorwärts dem Ueberpersönlichen, dem Unbegrenzten entgegen und

---

[1]) 1. Kor. 15, 28.

rüstet sich gegen eng dogmatisierende Scheinheilige freudig mit jenen weitherzigen, generösen Worten der Bibel selbst."

In diesem Zusammenhang sollte die ganze Ansprache an die Theologiestudenten gelesen werden.

„Das geschichtliche Christentum, wie es uns erscheint und seit Menschenaltern erschienen ist, ist nicht die Lehre der Seele, sondern eine Uebertreibung des Persönlichen und des Ritualen. Es hat mit schädlicher Uebertreibung auf die Person Christi den Nachdruck gelegt. Die Seele kennt keine Person. Die Art und Weise, wie dieser Name von Ausdrücken begleitet wird, die einst der Bewunderung und Liebe entsprangen, heute aber in offizielle Titel erstarrt sind, tötet jede edelmütige Zuneigung und Freundschaft. — Alle, die mich hier hören, müssen fühlen, dass die Sprache, in der Christus in Europa und Amerika beschrieben wird, nicht der natürliche Stil der Freundschaft und der Begeisterung für ein gutes und edelmütiges Herz ist, sondern eher die konventionelle Form, die ein- für allemal für einen bestimmten Halbgott festgelegt ist, und in der etwa die Morgenländer oder die Griechen ihren Osiris oder Apollo beschreiben würden."

„Die Ungerechtigkeit dieser üblichen Art der christlichen Predigt", sagt er weiter in der gleichen Rede, „ist nicht weniger offenkundig Jesus gegenüber als gegenüber den Seelen, die sie entheiligt. Entehre nicht das Leben und die Gespräche Christi, indem du sie isolierst und als Besonderheit erklärst. Lasse sie, eben wie sie geschehen, warm und lebendig als Teile des menschlichen Lebens, der Landschaft und des fröhlichen Tages daliegen."

Solche tiefe, wichtige Wahrheiten sind manchmal leichter aus grosser Entfernung zu erkennen. Der Chinese Ch'ien Yuan Tung,[1]) einer der Führer der „Neuer-Geist-Bewegung", schrieb i. J. 1922: „Wir können uns vor Christus beugen, weil er derjenige war, der den tief revolutionären Geist besass und den Mut hatte, mit alten Gewohnheiten zu brechen, der neue Begriffe schuf und niemand nachahmte. Statt diesen grossen Revolutionsgeist von ihm zu übernehmen, haben ihn die Christen einfach angebetet und ihm dadurch Unrecht getan."

Durch die vorstehende Zusammenstellung verschiedener Worte Emersons, die sich alle auf eine Frage beziehen, die mir persönlich viel zu schaffen gab, könnte ich aber ihm selbst in Ihren Augen auch ein grosses Unrecht tun. Es entsprach eben ganz und gar nicht seiner Art, ein grosses Kapitel über irgend eine polemische Frage hauptsächlich im negativen Tone zu schreiben. Nicht dass es ihm dazu an Mut gefehlt hätte: er hatte aber für die Wahrheit, die in jeder aufrichtigen, wenn auch begrenzten Ueberzeugung liegt, eine

[1]) Chinese Recorder, Oktober 1922, nach Hodgkin: China in the family of nations, Seite 222.

so tiefe und natürliche Achtung, dass es ihm nie eingefallen wäre, den nach seinem Gefühle zu eng geschlossenen Kreis einer solchen Ueberzeugung einfach unterdrücken zu wollen; vielmehr zog er ruhig und in aller Liebe und Freundlichkeit um diesen Kreis einen grösseren herum. Nur gelegentlich und nebenbei brauchte er die negativen Wendungen, die ich aus zwölf Bänden zusammengesucht und zitiert habe.

Der Erhabenheit der Gestalt Christi hat er nicht nur keinen Abbruch getan, sondern an jeder der zwölf bis fünfzehn Stellen der Essays, wo er seinen Namen nennt, hat er durch irgend einen neuen, frischen Ausdruck gezeigt, wie lebendig er die unermessliche Grösse Jesu empfand. — Diese Grösse hielt er aber für das natürliche Mass des Menschen überhaupt. Emerson ist, wie gesagt, nicht nur derjenige, der persönlich und direkt, aus erster Hand sozusagen, an Gott glaubt, sondern auch derjenige, der einen die lebendige, greifbare Wirklichkeit Jesu wie kein anderer erleben lässt.

Nach den Erfahrungen des Krieges, nach der Katastrophe, in die eine in der Zwangsjacke der erstarrten Formen fast abgestorbene Religion uns, wie Leichen in ein Grab, millionenweise hineinstürzen liess, darf man sich wohl fragen, ob hier nicht eine viel deutlichere, eindringlichere Auseinandersetzung mit der bisherigen Haltung der Christenheit nötig wäre, als bis jetzt erfolgt ist.[1]) An Emersons Beispiel können wir jedenfalls lernen, wie solche Auseinandersetzungen ohne Kompromisse und doch in aller Liebe geschehen können.

Im Juni 1832 hatte Emerson der Kirche vorgeschlagen — wie es scheint mit der Hoffnung auf ihre Zustimmung —, das heilige Abendmahl einfach als Gedenkfeier ohne Gebrauch der „Elemente" (d. h. von Brot und Wein) zu gestalten. Das Komitee, dem dieser Vorschlag überwiesen wurde, sprach Emerson in seinem Bericht sein Vertrauen aus, lehnte es aber ab, für diese Aenderung einzutreten, da es sich für einen solchen Beschluss nicht für zuständig hielt.

So wurde Emerson vor die Frage gestellt, ob er gewillt sei, in seinem Pfarramt zu bleiben und den Ritus in der üblichen Form auszuführen.

Er ging allein in die „White mountains", die damals wenig besucht waren, um die ernste Frage zu überlegen, ob er bereit sei — eher als einer Verpflichtung seines Pfarramtes nachzukommen, die nicht mehr mit seinem Glauben und seinem Empfinden in Einklang stand — eine Stelle zu opfern, in der er seinen doch so mannigfaltig und eng an ihn gebundenen Leuten dienen konnte, und für die er sich so viele Jahre lang vorbereitet hatte. Für ihn war aber nur eine Antwort möglich. Eine Woche später kam er zurück

[1]) In dieser Beziehung sollte das ganze Werk von Alfred Loisy heute besonders erwähnt werden.

mit klar gefasstem Entschluss, den er seiner Gemeinde in einer Predigt mitteilte. Am gleichen Tage reichte er seine förmliche Demission ein. Seine Gemeinde wollte sich äusserst ungern von ihm trennen. Man hoffte, dass noch irgend ein Ausgleich möglich sei. Schliesslich, nach zwei Vertagungen und ausgedehnter Diskussion wurde seine Demission mit dreissig Stimmen gegen vierundzwanzig angenommen. Gleichzeitig wurde beschlossen, dass sein Gehalt ihm bis auf weiteres bezahlt werde.

Der letzte Zug ist echt amerikanisch im besten Sinne. Die Edelmut solcher Leute erweist sich nicht in Worten, sondern in Taten, und zwar nötigenfalls auch in einer so niedrigen Sache wie der Finanzfrage, die für uns alle ja bekanntlich noch eine gewisse Rolle spielt. Der Gedanke, dass der Freund und Pfarrer, von dem sie schieden, infolge seiner Ueberzeugungstreue noch materiell leiden müsse, war ihnen unerträglich.

Ich bedauere, dass mir der Mangel an Zeit verbietet, Ihnen den Abschiedsbrief zu lesen, den Emerson an seine Gemeinde richtete. Keine Erbitterung, im Gegenteil eine tiefere Freundschaft, — da herrschte Christusgeist auf beiden Seiten.

Nicht so glatt verlief die Sache, als Emerson sechs Jahre später seine berühmte Rede an die Studenten am Promotionstag in Harward vorlas. „Er begegnete", schreibt sein Sohn, „dem Widerstand derjenigen, die ein wachsames Auge für jede Ketzerei haben und die selbst der Tradition gegenüber verpflichtet und ihr ausgeliefert sind. Diese schmerzlich getroffenen und gekränkten Hirten der Herde protestierten oder leugneten in heftiger Weise jede Mitschuld am Zustandekommen einer solchen Kundgebung."

Emerson lehnte es ab, sich in eine Diskussion einzulassen. Den Gedanken, der ihm in ernstem Gebete gegeben worden war, hatte er geäussert, und dann zog er sich zurück, um ihn selbst wirken zu lassen. „Er war wie ein Sonnenstrahl in die Versammlung hineingeglitten, und gerade wie ein Sonnenstrahl glitt er wieder heraus."

Wäre es denn nicht besser gewesen, solchen peinlichen Auseinandersetzungen auszuweichen? Frage und Antwort finden sich in einer Stelle seines Tagebuches. „Warum sollte ich einen Glauben lokkern oder stören, der für viele Geister ein nützliches Mittel ist, um näher an Gott zu kommen?" — „Auf diese Frage will ich nun antworten. Ich tue es, weil ich glaube, dass die gewöhnliche Meinung in dieser Sache schädlich ist, indem sie zwischen Gott und Mensch ein Medium einschaltet und Gott von unserm Geiste entfernt."

Unter den besten Freunden Emersons befand sich der berühmte Pfarrer und soziale Vorkämpfer Theodor Parker. Und nachdem auch einige der hier versammelten Freunde durch meine sehr konzentrierte und dadurch etwas verzerrende Zusammenstellung der kritischen Bemerkungen Emersons vielleicht schmerzlich getroffen

sein könnten, freut es mich besonders, auf das schöne und innige Verhältnis Emersons zu diesem grossen Freunde hinzuweisen. „Parker," schreibt sein Biograph, Pfarrer Altherr, „schaute zu Emerson auf, wie der Schüler zum Meister." Er nennt ihn „das glänzende Gestirn, das sich in den Winternächten über Boston erhob, ein Anblick, wie ihn Amerika nie zuvor genossen, noch jetzt (1859) ein gesegnetes Wunder." Parker genoss im Kreis der Bostoner „Freunde" das Glück vertrauten Umgangs mit Emerson, gegen dessen Pantheismus — ich werde sofort auf dieses Wort von Pfarrer Altherr zurückkommen — er freilich seinen eigenen Theismus klar abgrenzte und bemerkte, sein Christentum werde ihm Emerson nicht umstürzen! In der Folge blieb das Verhältnis zwischen den beiden Männern immer das: Emerson der theoretisierende Meister und Parker der in die Praxis umsetzende selbständige Genosse: jener der ruhmbedeckte Feldherr, und dieser der General in der Schlacht. Was Emerson sagte und schrieb, wurde willig bewundert, weil er die Kirche verlassen; was Parker in viel positiverem Sinne verkündete, regte die Welt auf, weil er es im kirchlichen Amt tat! Emerson starb als der gepriesene Denker, Seher und Priester seines Jahrhunderts, Parker fiel dreissig Jahre vorher, an den Wunden, die der Kampf ihm geschlagen, verblutend."

Ich bin nicht im stande zu beurteilen, ob alle Nuancen dieser übrigens für beide Männer gleich ehrenden Darstellung ihres Verhältnisses in jeder Beziehung der Wirklichkeit entsprechen. Es kam nur darauf an zu zeigen, wie sich ein christlicher Pfarrer wie Parker, der Emerson aus nächster Nähe kannte, zu ihm stellte.

Ich weiss auch nicht, ob der Ausdruck Pantheismus, den Pfarrer Altherr zur Kennzeichnung der Stellung Emersons im Gegensatz zu derjenigen Parkers anwendet, von Parker selbst oder von seinem Biographen stammt. Jedenfalls hat Emerson selbst nie dieses Wort gebraucht, um seine eigenen Ansichten zu bezeichnen. In gewisser Beziehung und bis zu einem gewissen Grade mag es, rein philosophisch gesprochen, berechtigt erscheinen. Es haftet aber dem Worte Pantheismus ein Beigeschmack an, vor allem derjenige der analytischen pedantischen Schulphilosophie, der ihn auf Emerson angewendet, ebenso irreführend und anstössig erscheinen lässt, als wenn er etwa auf das Evangelium bezogen würde.

Damit gelangen wir zur Frage nach dem philosophischen System, das Emerson angenommen oder aufgestellt hat — und sind in der glücklichen Lage zu antworten, dass er eben gar kein System angenommen oder aufgestellt hat. Eigentlich ebenso wenig wie Jesus, obschon ihn seine Schulbildung hie und da verleitet, auch Worte der Schule statt Worte des gewöhnlichen Lebens zu gebrauchen. Als man einst Emerson fragte, was die Transcendentalisten, wie er und seine Freunde, sich dann und wann bezeichnen lies-

sen, dächten und glaubten, da antwortete Emerson: „Um das zu erfahren, brauchst du dich nicht an die deutschen Metaphysiker zu wenden, sondern brauchst einfach das, was die Tradition zu deinen eigenen Seelenerlebnissen hinzugefügt hat, wieder fallen zu lassen: was übrig bleibt, ist unser Transcendentalismus!"

Emerson leugnete prinzipiell die Fähigkeit der Worte, oder besser gesagt der logisch analytischen Begriffe, in irgendwelcher Zusammensetzung die tiefsten Wahrheiten in befriedigender Weise zu beschreiben, zu definieren, zu erklären. Damit hat er den Grundgedanken, den Bergson noch ganz besonders betonen sollte, siebzig Jahre früher angegeben, und zwar in einer Weise, die mir konsequenter erscheint als diejenige Bergsons. Während letzterer einen ganzen Band braucht, um in wohl balancierten, analytisch-logischen Betrachtungen zu beweisen, dass die wichtigsten Fragen solchen Betrachtungen eben unzugänglich sind, erledigt Emerson die Sache in einigen Seiten und fährt dann in der Erforschung oder Beschreibung der Grundwahrheiten in einer ganz anderen Art als der analytisch-logischen weiter.

Gegen das Trachten nach logischer Erklärung und analytischer Darstellung von Dingen, für die ein solcher Schlüssel einfach nicht passt — z. B. der Unsterblichkeit der Seele —, schreibt er:

„Wir dürfen diese Schlösser nicht mit einem Dietrich bearbeiten. Wir sollen diese niedrige Neugierde aufgeben. Eine Antwort in Worten ist illusorisch, tatsächlich ist sie keine Antwort. Verlange keine Beschreibung der Gegenden, nach denen du segelst. Die Beschreibung beschreibt sie nicht. Morgen wirst du dorthin gelangen und an Ort und Stelle Kenntnis davon erhalten. Menschen fragen nach der Unsterblichkeit der Seele, nach den Beschäftigungen im Himmel, nach dem Schicksale des Sünders usw. Sie bilden sich sogar ein, Jesus hätte genau auf diese Fragen Antworten gegeben. Nie aber sprach dieser erhabene Geist in ihrer Mundart. Mit Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, den Kennzeichen der Seele, ist der Begriff der Unveränderlichkeit wesentlich verbunden. Jesus, in dieser sittlichen Welt lebend, vom Sinnlichen befreit, allein auf die Offenbarung des Sittlichen achtend, hat den Begriff der Dauer vom Wesen jener Kennzeichen nie getrennt und sprach nie ein Wort über das fortdauernde Leben der Seele. Es war seinen Jüngern vorbehalten, die Dauer vom Element des Sittlichen zu scheiden, die Unsterblichkeit der Seele als Lehre aufzustellen und sie mit Argumenten zu beweisen. In dem Augenblick, wo die Lehre der Unsterblichkeit getrennt gelehrt wird, ist der Mensch schon gefallen. In der Strömung der Liebe, in der demütigen Anbetung ist die Frage des Fortdauerns ausgeschaltet. — Kein Mensch, in dem Gott lebendig ist, wird diese Frage stellen und sich zu solchen Argumenten herablassen. Denn die Seele steht treu zu sich selbst, und der Mensch, in dem sie lebt,

kann nicht von der Gegenwart, die unendlich ist, hinwandern nach einer Zukunft, die bestimmt begrenzt und somit endlich ist.

Diese Fragen über die Zukunft, die zu stellen wir immer wieder versucht sind, sind ein Bekenntnis unserer Sünde. Gott hat keine Antwort für sie. — Keine Antwort in „Worten" kann eine Frage über „Dinge" beantworten. Die Seele antwortet nicht mit Worten, aber mit dem Dinge selbst, nach dem gefragt wird.

Sehr ähnlich sagt Jesus: „Wenn du tust, was ich dir sage, wirst du erkennen, in wessen Namen ich spreche."[1])

(Schluss folgt.) Pierre Ceresole.

Aussprache

Zum Streit über F. W. Förster.

Breslau-Karlowitz, 7. Juli 1928.

Herrn Jakob Weidenmann, Kesswil am Bodensee.

1. Kor. 16, 14.

Sehr geehrter Herr, ich will nicht den entrüsteten Ton aufnehmen, den Sie angeschlagen haben. Sie verkennen mich durchaus, wenn Sie mir einen sehr gründlichen Exodus aus der ganzen verhockten Gemütlichkeit bürgerlich beschränkten Denkens anraten zu müssen glauben. Ich bin nie behaglicher Philister gewesen, bin stets meinen Weg gegangen und tue es jetzt mit 65 Jahren erst recht. Als gereifter Mann bin ich nicht gewöhnt, unbekümmert drauflos zu schreiben, fühle mich also auch nicht veranlasst, etwas von dem, was ich geschrieben habe, zurückzunehmen.

Dass ich die Stimmung in meinem Vaterlande richtig beurteilt habe, beweist der Ausfall der Maiwahlen.

Bekannt ist mir, dass Fr. W. Förster, den ich übrigens im „Mutigen Christentum" (Nr. 4 vom 22. 1. 28: „Wie es gemacht wird") gegen unsachliche Angriffe verteidigt habe, um seiner Ueberzeugung willen viel gelitten hat, und ich ehre ihn deshalb. Aber mir fehlt trotz allem ein Letztes, das Letzte . . . doch über Gefühle lässt sich nicht streiten, eher schon über den wissenschaftlichen und ethischen Wert von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden".

Drum schliesse ich . . . endgültig und verabschiede mich von Ihnen, sehr geehrter Herr, mit ergebenstem Gruss Dr. Sattig.

Schlusswort der Redaktion.

Die vorstehende Erwiderung auf den Brief von J. Weidenmann im Juniheft kann leider erst jetzt, also etwas stark verspätet, erscheinen, da das Juli-August-Heft wie das September-Heft dafür keinen Raum hatten. Ich möchte mir nun erlauben, zu dem bestimmten Punkte, der in der Kontroverse Weidenmann-Sattig verhandelt wird, wenigstens in Kürze ebenfalls Stellung zu nehmen.

Es ist mir durchaus klar, dass keine Rede davon sein kann, Förster daraus einen Vorwurf zu machen, dass er im Auslande lebt und von dort aus sagt, was er dem deutschen Volke zu sagen hat. Namentlich darf man bei Förster nicht an irgend etwas denken, das wie Feigheit oder Schonung seiner selbst aussähe. Förster ist der Mann einer fast unerhörten Tapferkeit und Unbedingtheit, einer Tapferkeit und Unbedingtheit, wie man sie in Jahrhunder-

[1]) Joh. 7, 16—17.